

MATHIAS NOLTE

RoulaRouge

ROMAN

Deuticke





Deuticke E-Book

Mathias Nolte

Roula Rouge

Roman

Deuticke

ISBN 978-3-552-06245-0

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2007

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere
Informationen finden Sie unter [www.hanser-
literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/ZsolnayDeuticke

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Für Laura, Paulina, Louisa und Philippe

Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.

GOETHE

Teil Eins

Eins

Warum ausgerechnet Berlin? Ich hätte überall hingehen können – nach Paris oder Hamburg, nach New York, Palm Beach oder Zürich. Ich hätte auch in München bleiben können. Warum also, ohne Not, Berlin?

Vielleicht, weil ich gerade mal wieder Billy Wilders Eins, zwei, drei gesehen hatte und sehr viel lachen musste.

Vielleicht, weil ich die Stadt kaum kannte und vor allem sie mich nicht.

Vielleicht aber auch, weil in Berlin Verlierer weniger auffallen als an irgendeinem anderen Ort der westlichen Hemisphäre.

Ich heiße Schotter, Jonathan Schotter. Mein Nachname passt nicht zu mir, ich weiß ... Er klingt rücksichtslos. Eigentlich bin ich das genaue Gegenteil von meinem Namen: einzweiundachtzig groß, schlank, gepflegt und sehr zuvorkommend. Meine Frau hat sich seinerzeit geweigert den Namen Schotter anzunehmen. Er klinge ihr zu sehr nach Schrotthändler, hatte sie gesagt, während sie den vorsichtigen Versuch unternahm, mich zu überreden, ihren Namen zu tragen. Aber soweit ging die Liebe dann doch nicht. Zum Glück, möchte ich heute sagen. Jonathan von Lilienthal passt wirklich noch weniger zu mir als Schotter. Und das hat nichts damit zu tun, dass meine Frau

und ich bereits seit knapp einem Jahr wieder geschieden sind.

Das hatte übrigens dieselben Gründe, die Susanne von Lilienthal bewogen haben, sich in mich zu verlieben. Was am Anfang unserer Beziehung zärtlich mit »Jonathans Feingefühl« und »seine Ordnungsiebe« umschrieben wurde, war an deren Ende Pedanterie, ein Wort, das mir immer wieder wie ein nasses Handtuch um die Ohren geschlagen wurde. Ich war nur noch ein »erbärmlicher Pedant«.

Wurde ich am Anfang für meine gepflegten Hände geliebt, machte sie sich am Ende darüber lustig, dass ich einmal in der Woche zur Maniküre ging. Sicher, ich lege Wert auf mein Äußeres. Ohne Krawatte fühle ich mich nackt. Ich besitze mindestens ein Dutzend Anzüge aus feinstem Zwirn, und ich trage fast ausschließlich Alden-Schuhe aus weichem Pferdeleder, die ich, wie der Hersteller es empfiehlt, alternierend mit brauner und schwarzer Wichse putze. (Ja, ich putze selbst.) Meine Socken gehen bis zu den Knien, damit man meine weißen Waden nicht bemerkt, wenn ich die Beine übereinander schlage. Die Klasse eines Mannes erkennt man an der Länge seiner Socken. Dieser Satz hat sich mir eingebrannt, seit eine ältere Freundin ihn mir vor einem Vierteljahrhundert mit auf den Weg gegeben hat.

Ich bin seit ein paar Tagen achtundvierzig Jahre alt und habe schwere Zeiten hinter mir. Ich habe nicht nur meine Frau an einen argentinischen Dichter und Polospieler

verloren, sondern auch meinen lukrativen Job an einen siebzehn Jahre jüngeren Kollegen aus Zürich. Ich war Senior Vice President einer großen amerikanischen Werbeagentur in München und darf ohne Übertreibung behaupten, die Werbung sähe ohne mich in Deutschland heute anders aus.

Pünktlich zu Weihnachten im vergangenen Jahr bekam ich meine Kündigung, mit einem goldenen Handschlag zwar – aber wie viel Mammon braucht es, das Gefühl der eigenen Nutzlosigkeit aufzuwiegen?

Zu allem Überfluss erlitt ich einen Monat später einen Schwächeanfall beim Tennisspielen. Ich wurde ohnmächtig, und als ich wieder zu mir kam, machten mir zwei Ärzte unmissverständlich klar, dass ich eine neue Herzklappe brauchte. Und zwar so schnell wie möglich. Ich hatte mich zwischen einer künstlichen und einer biologischen zu entscheiden. Ich entschied mich für die biologische, und zwar eine vom Stier. Ich hätte auch eine Schweineklappe wählen können, aber das war mir dann doch zu unappetitlich. Die biologische Klappe hat den Vorteil, dass man kein Macromar schlucken muss. Macromar kann fürchterliche Nebenwirkungen haben. Tägliches Blutspucken gehört noch zu den harmloseren, hat man mir gesagt.

Aber lassen wir das. Ich will niemanden mit meiner Krankengeschichte belästigen, auch nicht mit dem letzten Schicksalsschlag Anfang März dieses Jahres: Paulas Freitod. Paula war meine vorletzte Freundin. Wenn ich an

sie denke, kommen mir die Tränen, und das will ich im Augenblick nicht.

Ich sitze auf der Terrasse des Dressler am Kurfürstendamm, an einem der letzten Oktobertage, die Sonne scheint. Auf dem runden Tisch vor mir steht ein Glas Latte Macchiato. Die Zuckertüte auf der Untertasse schmückt ein Spruch von Cäsar Flaischlen (wer immer das ist): Und wenn es kommt und wenn's dich fasst und über dir zusammenschlägt, Streit und Neid und Hast und Last ... vergiss nicht, dass du Flügel hast.

Mir gegenüber sitzt eine junge Frau. Sie liest ein Buch mit dem Titel Ich werd auf eure Gräber spucken. Während der letzten halben Stunde hat ihr Blick nicht für einen Moment die Seiten verlassen.

Ich lebe jetzt genau seit einem halben Jahr in Berlin.
Warum?

Zwei

Das Wetter schlägt um, fühlte ich wieder einmal, als ich die Meinekestraße Richtung Kurfürstendamm hinunterschlenderte. Ich streichelte die Narbe auf meiner Brust, die ich schon fast vergessen hatte. Nur wenn sich das Wetter änderte, wurde ich daran erinnert, dass ein Teil von mir einem Tier gehörte.

Ich war seit zwei Tagen in Berlin und wohnte in einer kleinen Pension über der Botschaft von Haiti. Das von mir gemietete Loft lag ein paar Häuser weiter, in einem Hinterhof der Meineke. Man hatte mir versprochen, dass die Umbauarbeiten in den nächsten Tagen beendet sein sollten und ich einziehen konnte. Die Telekom hatte schon die Leitungen frei geschaltet, und die Handwerker, die das Parkett verlegt hatten, polierten ehrfurchtsvoll den Boden als gehörte er zum Petersdom. Ich hatte mich für geräucherte Eiche entschieden. Die war zwar sehr dunkel, aber da die gesamte Westfront aus drei Meter zwanzig hohen Scheiben bestand und zwei Wände schneeweiß waren, spielte das keine Rolle. Die Südwand hatte ich vom Putz befreien lassen. Sie bestand jetzt nur noch aus roten Ziegeln.

Der Raum war groß, hundertachtzig Quadratmeter, vielleicht sogar noch größer. Zum Loft gehörten außerdem zwei kleinere Räume von jeweils rund zwölf Quadratmetern und ein Badezimmer mit allen erdenklichen Extravaganzen,

überdimensionierter Duschkopf, Bidet, eine Badewanne, in der man sich hätte freischwimmen können.

Da das Leben in den letzten Monaten nicht sehr fair mit mir umgegangen war, wollte ich mich jetzt selbst belohnen. Das Loft hatte ich im Internet gefunden und war nach Berlin geflogen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Außerdem gefiel mir die Gegend, der alte Westen der Stadt war mir lieber als der neue Osten. Wenn ich in den vergangenen Jahren immer wieder einmal für einen Kurzbesuch nach Berlin gekommen war, zu einem Fest des Art Directors Club oder zur Grünen Woche, hat mich mein Weg immer in die Meinekestraße geführt, entweder zu Hardtke, wo es den besten Grünkohl mit Pinkel und die beste Blut- und Leberwurst gab, oder zur Fnac, wo man die neusten Bücher und CDs, Computer, PDAs und Handys kaufen konnte, alles also, was dem modernen Menschen heute wichtiger zu sein schien als frische Luft zum Atmen.

Hardtke und Fnac gab es inzwischen nicht mehr in der Meinekestraße, dafür hatten sich auch hier Lidl und Schlecker breit gemacht. Aber das störte mich nicht, als ich an diesem letzten Apriltag des Jahres Richtung Kudamm schlenderte und vor einem Modegeschäft für einen Moment stehen blieb. Ich betrachtete mein Spiegelbild im Schaufenster und war mit mir zufrieden. Wenn man mich in diesem Augenblick gefragt hätte, wie ich mich fühlte, ich hätte beschwingt geantwortet. Und das hatte nur bedingt mit meinem neuen Zuhause zu tun oder mit dem Himmel,

der plötzlich aufgerissen war und es zuließ, dass die Nachmittagssonne die Straße in ein warmes Licht tauchte.

Beschwingt fühlte ich mich, weil meine Gedanken nicht mehr ständig um meine Freundin Paula kreisten, die ihr Leben mit einem Sprung aus dem Fenster beendet hatte. Je mehr Tage seit Paulas Sprung vergingen, desto mehr erschien mir ihr Tod wie der Tod einer Heldin im Kino. An diesem Nachmittag spielte Paula keine Rolle mehr.

Ich kam am Arlecchino vorbei. Der Kellner vor der Eingangstür lächelte mir zu. »Einen kleinen Grappa?«, fragte er.

Außer meiner Wirtin und den Handwerkern im Loft, war der Mann mit der bodenlangen, weißen Schürze der Einzige, mit dem ich seit meiner Ankunft in der Stadt mehr als drei Sätze gewechselt hatte. Ich hatte im Arlecchino am Abend zuvor gegessen, Ruccola-Salat (die Ärzte sagten, ich sollte viele Bitterstoffe essen), Spaghetti mit Meeresfrüchten, drei Gläser Gavi. Während des Essens war ich mit dem Kellner ins Gespräch gekommen. Er hieß Branco. Branco stammte aus Montenegro, musste im Arlecchino aber so tun, als sei er Italiener. Darauf hatte sein Onkel bestanden, dem neben diesem Lokal noch zwei Nachtclubs und ein weiterer Edel-Italiener in der Gegend gehörten. Brancos Italienisch beschränkte sich auf buon giorno, buona sera, arrivederci, come sta? Und mille grazie, natürlich. Die Italiener haben den Krieg gewonnen, hatte Branco verkündet. Jedenfalls den in der Küche.

Branco's Deutsch war gut, wenn er übers Boxen oder über Fußball redete sogar sehr gut.

Ich lehnte seine Einladung auf den Grappa ab. Aber einen Espresso könne er mir bringen. Der Mann aus Montenegro zeigte auf einen der drei freien Tische auf dem Trottoir und verschwand ins Lokal. Auf der anderen Straßenseite stritt ein Ladenbesitzer mit einem Penner, weil der sich zu nah an den Eingang des Ladens gesetzt hatte.

»Du vertreibst mir die Kunden, du versifftes Schwein. Mach dich vom Acker!«

Ich blinzelte in die Sonne und musste lächeln. Mach dich vom Acker, wiederholte ich leise.

Der Penner stand langsam auf, ließ die Münzen aus dem Brotkorb, der zwischen den Oberschenkeln geruht hatte, in seine Hand gleiten und von der Hand in die Hosentasche. Gebückt schlich er sich zum Kudamm, wo er sich an der ersten Ecke genau neben dem Internet-Café niederließ.

Branco kam mit dem Espresso und der Nachricht, dass der Chefredakteur einer oppositionellen Tageszeitung in Montenegro gerade auf offener Straße mit Schüssen aus Maschinenpistolen hingerichtet worden sei.

»Welt wird nicht besser«, sagte Branco.

Welt wird besser, dachte ich und streichelte die Narbe auf meiner Brust.

Was interessierte mich das Leid der Welt, wo ich doch selbst so sehr gelitten hatte? Nicht nur wegen Paula, gewiss nicht. Schließlich hatte auch mich persönlich, hatte auch mein Herz der Flügelschlag des Todes gestreift.

Schließlich war auch meine schöne, heile Welt in die Brüche gegangen. Was unterschied das Los eines Redakteurs aus Montenegro, der wahrscheinlich im Todeskampf noch stolz sein durfte auf das, was er erreicht hatte, der wahrscheinlich in der Gewissheit gestorben war, noch lange Zeit als Märtyrer gefeiert zu werden, von meinem eigenen Los? Nichts unterscheidet dich, Jonathan Schotter, sagte ich mir, von dem Penner am Kudamm, nichts, außer deiner Kleidung, dem grauen Coolwool-Anzug und den blank polierten Schuhen aus weichem Pferdeleder.

Was scherte mich der Balkan, der Irak ...? Mi dispiace, Branco! Und Ciao! Ich fühlte mich seit Monaten zum ersten Mal wieder so leicht wie eine Feder. Ich haderte nicht mehr mit meinem Schicksal, ich hatte mich ihm ergeben. Ich war so fröhlich, dass ich große Lust hatte, fünfzigtausend Euro in Nokia-Aktien anzulegen, ein italienisches Lied zu pfeifen und einen Schweizer zu verprügeln.

Vor dem Internet-Café überlegte ich kurz, ob ich meine Mail checken sollte, sah aber gleich wieder davon ab, weil mir sowieso keiner schrieb, außer holländischen Online-Apotheken, die mir Viagra ohne Rezept verkaufen wollten.

Der Penner sah zu mir auf. Ich warf einen Euro in den Brotkorb und überlegte, ob ich nach rechts, Richtung Gedächtniskirche, gehen sollte oder nach links. Ich entschied mich für rechts, lief weiter zum Bahnhof Zoo, stieg in die S5 und fuhr zur Friedrichstraße. Von dort aus ließ ich mich treiben. Bei Dussmann kaufte ich mir einen Stadtplan und ein Buch über die ehemalige Stalinallee, im

Café Einstein trank ich noch einen Espresso. Dann ging ich die Linden hoch, vorbei an der Oper, vorbei an der Uni, vorbei an der Neuen Wache. Ich hatte kein Ziel und konnte mich nicht erinnern, jemals kein Ziel gehabt zu haben. Am Alexanderplatz bestieg ich wieder die S5 in die andere Richtung.

Viel später fragte ich mich, was die Zukunft gebracht hätte, wenn ich an diesem Aprilnachmittag, als sich die Sonne hinter der Börse verkroch, den anderen Weg eingeschlagen hätte, wenn ich nach links und nicht nach rechts gegangen wäre. Eine Antwort fand ich nicht. Die Frage erinnerte mich aber an meinen alten Freund Otto, der vor drei Jahren an Lungenkrebs gestorben war. Otto hatte mir einmal gesagt, dass nicht die Notwendigkeit sondern der Zufall voller Zauber sei.

Drei

In der Bahn saßen mir zwei Mädchen gegenüber. Sie sprachen von einem Wessi. »So ein Lackaffe!«, erregte sich eines der Mädchen. »Was bildet der sich ein? Und wieso lässt du dir das gefallen, Mette? Ich würde den Scheißkerl fertig machen.«

»Lackaffe«, wiederholte das andere Mädchen und kicherte. »Das Wort hab ich noch nie gehört.«

»Parfümierte Lackaffen nennt meine Großmutter diese Typen immer.«

Ich war dabei das Netz der Berliner Verkehrsbetriebe im Stadtplan zu studieren und sah flüchtig auf. Eines der Mädchen trug ein giftgrünes T-Shirt, auf dem in rosa Schrift Fuck Berlin! leuchtete. Die Freundin tat so, als herrsche noch tiefster Winter. Sie trug eine schwarze Persianer-Jacke und eine tief in die Stirn gezogene rosa Pudelmütze ohne Pudel.

Der Zug verließ die Station Hackescher Markt.

»Genau so ein Arschloch ist mein Vater auch geworden«, sagte Fuck Berlin.

»Ich hab bis heute nicht verstanden, warum du nie versucht hast, ihn zu finden«, antwortete die Persianerin. Auf der Spitze ihrer Zunge blitzte ein Piercing auf. »Ich hätte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt.«

Fuck Berlin sah aus dem Fenster und schwieg.

Ich kam mir in meinen Sechshundert-Euro-Schuhen und mit meiner Hermès-Krawatte voller kleiner Elefanten plötzlich ganz furchtbar vor und hoffte, dass das Vetiver, das ich mir am Morgen auf meine Brustnarbe gesprüht hatte, verflogen war.

»Du musst doch neugierig sein?«, sagte die Persianerin.
»Wenn ich mir vorstelle, es wäre mein Vater gewesen – undenkbar ... Das ist doch vollkommen verrückt: Mein Vater macht an meinem fünften Geburtstag rüber und neunzehn Jahre soll es keine Spur von ihm geben. Das kann doch nicht sein.«

Die Persianerin knuffte einen Ellenbogen in Fuck Berlins Rippen. »Ich weiß, dass du nicht über ihn reden willst – trotzdem will ich wissen, warum du nie versucht hast, ihn zu finden?«

Der Zug fuhr in den Bahnhof Friedrichstraße ein.

»Wer sagt dir, dass ich nie versucht habe, ihn zu finden? Scheißkerl«, sagte Fuck Berlin.

Und dann: »Scheiße! Mensch, wir müssen raus ...«

Die beiden Mädchen sprangen auf und rannten zur Tür. Die Bahnsteig-Lautsprecher forderten zum Zurücktreteten auf. Fuck Berlin stand schon auf dem Bahnsteig, als die Persianerin eine Tür ins Kreuz bekam.

Ich verrenkte mir den Hals, um die beiden aus dem Fenster zu beobachten. Die Persianerin hielt sich an ihrer Freundin fest. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt. Da riss sich Fuck Berlin plötzlich von der Persianerin los und stürmte auf mich zu. Sie schlug zuerst mit einer flachen

Hand gegen das Fenster, hinter dem ich saß. Dann mit beiden Händen. Auf ihrem Gesicht hatte sich Panik breit gemacht, sie schrie irgendetwas, ich konnte sie nicht verstehen. Der Zug fuhr an. Fuck Berlin lief neben mir her, erst langsam, dann immer schneller. Wild gestikulierend deutete sie immer wieder mit dem Zeigefinger auf mich. Sie schien total verzweifelt.

Mit der Entfernung verloren wir uns aus den Augen. Ich war allein und ratlos. Und dann fiel mein Blick auf den Platz, auf dem sie gesessen hatte. Und dort lag er, ganz in die Ecke des Sitzes gedrückt: ein schwarzer Rucksack, kaum größer als eine Aktentasche.

Ich nahm ihn an mich und legte meine Arme um ihn.

Der Zug fuhr im Lehrter Bahnhof ein. Ich überlegte kurz, ob ich aussteigen und dort auf das Mädchen warten sollte.

Und wenn es zu verwirrt war, die nächste Bahn zu nehmen?

Ich fuhr weiter, vorbei am Reichstag, in dessen Kuppel Menschen wie Ameisen herumliefen, vorbei am Kanzleramt mit der Skulptur von Chillida, vorbei an der Schweizer Botschaft, auf der die Fahne des Landes wehte.

Eine so große Fahne für ein so kleines Land, dachte ich.

Auch an der Station Bellevue stieg ich nicht aus. Ich betrachtete den Rucksack und entdeckte einen Aufkleber. Unabhängige Republik Usedom. Ich tastete den Rucksack ab und hatte eine Ahnung. Ich öffnete den Rucksack und schloss ihn gleich wieder, als hätte ich in ihm eine Million

Euro in kleinen Scheinen entdeckt. Ich hörte mein Herz, der Stier stürmte los.

Im Rucksack lag ein Laptop, genauer gesagt ein iBook der Computerfirma Apple Macintosh. Apple-Benutzer liebten ihre Computer mehr als ihre Partner aus Fleisch und Blut. Das war bekannt. Sie vertrauten dem Rechner ihr Leben an. Sie suchten in ihm Trost, weinten sich vor seiner Screen aus. Ich konnte ein Lied davon singen. Bevor Susanne von Lilienthal begann, mich zu hassen, hasste sie meinen Mac. Mein Mac und ich, wir waren seit 1985 ein Paar. Ich erinnerte mich noch genau an den Tag – ich war damals junger Texter in einer Zürcher Werbeagentur –, als mein Boss in die Morgen-Konferenz kam und verkündete: »Unsere Zukunft heißt Apple, Freunde!« Und dann erklärte der System-Manager der Firma die Vorteile des Mac. Alle hassten ihn dafür, weil ein neuer Computer und ein neues Computer-System Lernen bedeutete. Drei Monate später waren wir alle Afficionados. Und die Buchstaben WYSIWYG hallten wie ein Heil bringender Schlachtruf durch die Großräume der Agentur.

Wenn einer wusste, wie Fuck Berlin fühlte, als sie verlassen, ohne ihren Rucksack über der Schulter am Gleis zwei des Bahnhofs Friedrichstraße der S5 nachstarrte, dann war ich es. Ich zweifelte keine Sekunde, sie war in jenem Moment der unglücklichste Mensch auf der Welt.

Der Zug fuhr im Bahnhof Zoo ein. Ich steckte den Stadtplan in das Stalinallee-Buch und das Stalinallee-Buch in die Seitentasche meines Anzugs und hoffte, dass er nicht

zu sehr ausbeulte. Mit dem Rucksack über der Schulter verließ ich den Zug. Ich wusste, dass sie nicht da sein konnten, aber ich sah mich auf dem Bahnsteig in alle Richtungen um und hielt Ausschau nach Fuck Berlin und der Persianerin. In der Bahnhofshalle suchte ich nach dem Fundbüro. Ein Polizist wies mir den Weg. Dort saß eine alte Jungfer an einem langen Tisch und las die BZ, auf dem Tisch lagen zwei abgegriffene Leitz-Ordner.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie, ohne sich von der Zeitung abzuwenden.

Ich antwortete nicht.

»Entweder Sie haben was verloren, oder Sie haben was gefunden. Oder Sie sind hier falsch.« Der Blick der alten Jungfer löste sich noch immer nicht von der Zeitung.

»Ich bin falsch hier«, sagte ich.

Erst jetzt drehte sie sich zu mir um und lächelte. »Sehen Sie, so schnell werden bei uns die Probleme gelöst.«

Mit dem Rucksack über der Schulter verließ ich den Bahnhof. Es war inzwischen halb sieben, mein Ausflug in den Osten der Stadt hatte über drei Stunden gedauert. Im Nachhinein kam mir die Zeit wie zehn Minuten vor. Ich überlegte, ob ich in meine Pension gehen sollte, um herauszufinden, wem das iBook gehörte. Ich war mir sicher, ich würde innerhalb von Sekunden Namen, Adresse und Telefonnummer der Eigentümerin entdecken, sobald ich den Mac auch nur einen Spalt öffnete. Doch irgendetwas hielt mich davon ab.

Fuck Berlin tat mir leid, und ich fühlte mich ein wenig schäbig. Aber ich konnte nicht anders.

Vom Bahnhof Zoo ging ich bis zu Beate Uhse, bog dort in die Kantstraße ein und befand mich wieder auf einigermaßen vertrautem Terrain. Ich lief die Kant hinunter bis zur Schlüter, bog links in die Schlüter ein, bis ich wieder auf dem Kudamm war. Während des ganzen Weges schämte ich mich. Immer wieder stellte ich mir die Frage, wie ich mich an Stelle des Mädchens fühlen würde. Die Vorstellung, ein Fremder hätte freien Zugriff auf meine Festplatte ...

Das Treiben auf der Straße lenkte mich eine Zeit lang von meiner Beute ab. Der Kurfürstendamm hatte sich in den letzten Jahren verändert. Saftige Umsätze schienen nur noch die Kosovo-Albaner mit ihrem Hütchenspiel zu machen. Die Verkäuferinnen und Verkäufer in den Luxusgeschäften standen sich gelangweilt die Beine in den Bauch. Viele Geschäfte hatten Plakate in den Fenstern: Wegen Insolvenz geschlossen oder auch nur Wir sind pleite. Mey& Edlich war am Ende und auch Horn. Läden wie Bally oder Tommy Hilfiger lockten noch, perfekt ausgeleuchtet, mit ihrem Interieur – teuerstes Parkett, stainless steel soweit das Auge reicht. Aber auch hier: Kunden verzweifelt gesucht. Es war ganz offensichtlich, dass beide Konzerne ihre Paläste zu einer Zeit geplant hatten, als man noch annahm, die Weltbörsen gingen nur in eine Richtung, und zwar nach Norden.

Die Strumpfboutiquen Palmers und Falke waren bescheidener. Sie bemühten sich, ihre Kunden mit Puppen in gewagten Dessous zu kubern. Beim Blick in ihre Schaufenster versuchte ich mich zu erinnern, wann ich das letzte Mal mit einer Frau geschlafen hatte. Und wie sie hieß ... Marion? Monika? Es fiel mir nicht ein. Dagegen erinnerte ich mich, dass dort, wo heute Tommy Hilfiger sein Domizil aufgeschlagen hatte, früher einmal das Kino Astoria war. Oder hieß es Astor? Jedenfalls hatte ich dort vor sieben Jahren, während der Grünen Woche, einen Film mit Happyend gesehen. Neben mir hatte Susanne von Lilienthal gesessen. Während des ganzen Films duldete sie meine Hand zwischen ihren Schenkeln und unsere Zukunft hatte damals rosarot geleuchtet. Als ich später im Copenhagen bei Rollmops und warmem Kartoffelsalat Susanne bat, meine Frau zu werden, schossen ihr Tränen in die Augen. Anschließend hatten wir unser Glück mit soviel Jubiläumsaquavit begossen, dass Susanne nach dem Essen vor der Tür des Restaurants stimmgewaltig den Pfarrer spielte: »Bist du, Jonathan Schotter, bereit, mich, Susanne von Lilienthal ...«

Ein paar Passanten applaudierten, andere trompeteten den Hochzeitsmarsch.

Auch das Copenhagen war inzwischen geschlossen. Wahrscheinlich konnten die Besitzer die hohe Miete nicht mehr aufbringen. Mercedes-Benz hatte aus dem Ort einen Showroom gemacht. Ähnlich muss es dem Café Möhring ergangen sein. Ein Foto-Fix-Geschäft und der Sylter

Fischhändler Gosch teilten sich jetzt die Quadratmeter. Bevor das Foto-Fix-Geschäft einzog, daran erinnerte ich mich noch, hatte sich an dieser Stelle noch die Anlageabteilung der Schweizer Credit Suisse versucht, bei der ich heute noch immer ein Konto besaß. Die Bosse der Bank mussten rasch bemerkt haben, dass in Berlin nichts zu holen war und verabschiedeten sich so schnell, wie sie gekommen waren.

Glutzen und Träumen war in der Stadt angesagt. Überall drückten sich Menschen an den Schaufenstern die Nase platt. Selbst in der Viktualienabteilung des KaDeWe, das hatte mir der Kellner Branco verraten, wurde nicht mehr gekauft und konsumiert, man ging am Sonnabend dorthin, um die Austern zu bestaunen, den russischen Kaviar und den Hummer aus Maine.

Als ich gegen halb acht an diesem Abend in der Meinekestraße 5, meinem vorübergehenden Wohnsitz, ankam, war mir plötzlich klar, Berlin und ich hatten dasselbe Schicksal: Wir waren beide angeschlagen, versuchten nach außen aber noch den letzten Schein zu wahren.

Vier

Eine Viertelstunde später saß ich in der Pension auf der viel zu weichen Matratze meines Bettes und betrachtete den Rucksack-Inhalt, den ich vor mir ausgebreitet hatte.

In der Mitte lag das noch geschlossene iBook, an dessen Vorderseite ein weißes Licht durch das Gehäuse schimmerte. Das Licht leuchtete mal stärker, mal schwächer. Es sah aus, als atmete das Gerät.

Um das iBook herum hatte ich die restlichen Gegenstände aus dem Rucksack auf dem Bett verteilt: ein Lippenstift, eine angebrochene Zigarettenschachtel der Marke Nil, Kaugummipapier, zwei Damenbinden, fünfundzwanzig Euro in Fünferscheinen, eine alte, amerikanische Ausgabe der Zeitschrift Rolling Stone und ein Lederbeutel, in dem sich drei verschiedene Scheren, ein Rasiermesser mit Perlmuttergriff, eine Halskrause und ein Nackenpinsel befanden.

Das war's. Kein Ausweis, kein Führerschein, nichts, was Rückschlüsse auf die Identität der Inhaberin des Rucksacks zuließ. Die aber würde ich jetzt in dem Rechner finden, daran zweifelte ich nicht.

Genau in dem Moment, als ich das iBook öffnen wollte, klopfte es an der Tür. Ich schrak zurück, wie ein Junge, der etwas ausfressen wollte und Gefahr lief, dabei ertappt zu werden. Meine Wirtin steckte den Kopf zur Tür herein. Ich genierte mich, weil ich nur mein Hemd trug, Boxer-Shorts,

knielange Socken und Schuhe. Wegen meiner Angst vor Milben mochte ich auf der Auslegeware des Zimmers nicht barfuss herumlaufen. Meine Wirtin lächelte, als hätte sie Verständnis für meine Befürchtung. Dann blickte sie auf den stummen Diener, der meinen Anzug und die Krawatte mit den Elefanten trug.

»Entschuldigen Sie die Störung, Herr Schotter«, sagte sie. »Bulthaup hat angerufen. Ich soll Ihnen ausrichten, die Monteure kommen am Montagmorgen um acht Uhr und beenden den Aufbau ihrer Küche.«

»Danke, Frau Philipps«, antwortete ich und hoffte, dass sie mich wieder allein ließ. Das tat sie aber nicht. Sie blieb im Türrahmen stehen, sah mich an. Und ich sah sie an. Sie trug hochhackige Schuhe und einen dünnen Rock. Im Licht des Flurs zeichneten sich ihre Beine unter dem Rock ab. Ich schätzte sie auf sechzig, vielleicht sogar Mitte sechzig. Ihr Körper schien noch makellos.

»Sie wissen schon, was wir vereinbart haben, Herr Schotter? In meiner Pension wird nicht geraucht.«

»Ich bin Nichtraucher, Frau Philipps. Und außerdem habe ich gerade eine neue Herzklappe bekommen.«

Die Herzklappe schien sie nicht zu interessieren. Sie musste die Zigarettenspackung auf dem Bett entdeckt haben. Mir schoss das Blut in den Kopf. Ich fürchtete, sie sprach mich gleich auf die Damenbinden an. Ich traute der Berlinerin plötzlich alles zu.

»Dann bin ich ja beruhigt«, sagte sie. »Mir reicht nämlich schon der Tabakgestank, der aus der Botschaft von Haiti zu

uns raufsteigt. Manchmal glaube ich, das sind keine Menschen da unten. Haben Sie den Krach letzte Nacht gehört?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie können mich jetzt für verrückt halten, Herr Schotter, aber ich glaube, das sind alles Zombies.« Das Wort Zombies flüsterte sie.

Ich nickte.

Dann fragte sie aus heiterem Himmel: »Ein Kännchen Pfefferminztee, wie gestern?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Kommen Sie, der tut Ihnen gut.«

»Okay«, sagte ich, nur um sie endlich loszuwerden.

Ich hatte noch viel vor in dieser Nacht.

Die Wirtin schloss die Tür und öffnete sie sofort wieder. »Ich habe auch frischen Hackepeter. Sie haben doch sicher noch nicht zu Abend gegessen. Ich mach Ihnen eine Stulle mit frischem Hackepeter.«

Sie sah mich fragend an. Und ich sagte nichts.

»Also, Pfefferminztee und eine Stulle mit frischem Hackepeter! Ende, Gelände!«

Ich war in die Pension gezogen, weil sie nah bei meinem zukünftigen Zuhause lag, und ich leichter die letzten Bauarbeiten überwachen konnte. Jetzt bedauerte ich, nicht in einem Hotel zu wohnen.

Ich erhob mich vom Bett und verstaute die Dinge aus dem Rucksack in der Schublade des Schminktisches, der neben dem Fenster stand. Nur das iBook ließ ich auf dem

Bett liegen. Anschließend ging ich ins Badezimmer und zog mir den Bademantel über, den ich bisher nicht getragen hatte, weil er ein wenig nach Mottenkugeln roch.

Dann endlich war der große Moment gekommen, in dem ich in das Leben eines mir völlig fremden Menschen einbrechen würde. Ich kehrte zum Bett zurück, ließ meine Schuhe auf den Boden fallen und setzte mich im Schneidersitz vor das iBook. Ich atmete noch einmal tief durch und hoffte, ganz eigennützig, dass Fuck Berlin mich nicht enttäuschte.

Ich öffnete das iBook. Es war nicht ausgeschaltet, sondern nur auf Schlaf gestellt. Ich drückte eine Taste, und die Screen erwachte zum Leben. Auf Fuck Berlins Schreibtisch herrschte das Chaos. Überall lagen Ordner und Dokumente herum, Videos, Fotos, Manuskripte, Stickies, abgespeicherte Webpages der Programme Safari und Explorer. Ich klickte den Papierkorb an. Er war prall gefüllt. Achtundsiebzig Objekte befanden sich darin. Ich leerte den Korb nicht. Die schönsten Schätze lagen oft im Abfall begraben. Paula hatte einmal eine Zeichnung in einem zersprungenen Rahmen aus dem Müll gefischt und nach Hause gebracht. Später stellte sich heraus, dass sie von Caspar David Friedrich stammte. Die Zeichnung war zwar nicht signiert, aber ein Spezialist für romantische Malerei am Metropolitan Museum of Art in New York hatte sie zweifelsfrei Friedrich zugeordnet.

Ich starrte auf Fuck Berlins verschlammten Schreibtisch, fuhr mit dem Cursor zur Menü-Leiste und holte unter

»Ablage« einen neuen, jungfräulichen Ordner auf die Screen. Ich beschriftete ihn mit den Worten »FuckBerlinsChaos«. Dann verstaute ich das Durcheinander in dem neuen Ordner. So triumphierte innerhalb von Sekunden meine Liebe zur Ordnung über Fuck Berlins Liebe zur Unordnung.

Und plötzlich lachte mich die Sonne an. Der Hintergrund des Bildschirms war eine Strandlandschaft, untergehende knallrote Sonne, Dünen, Meer, zwei Möwen. Kein Mensch war auf dem Foto zu sehen. Ich träumte mich für ein paar Sekunden an diesen Ort. Dann fuhr ich mit dem Cursor auf den Apfel in die obere linke Ecke der Screen. Ich zögerte kurz. In ein paar Sekunden würde ich wissen, wie die Eigentümerin des iBooks hieß.

Ich klickte auf den Apfel und ließ unter dem Menü-Punkt »Über diesen Mac« den Cursor los. Ein Fenster sprang auf. Ich las: Mac OS X, Version 10.3.3, Prozessor 800 MHz PowerPC G3, Speicher 640 MB SDRAM. Die hohe Zahl des Speichers verriet mir, dass Fuck Berlin ihren Rechner über alles liebte, dass sie keinen Tag ohne ihn leben konnte. Sie nutzte jeden Bit, der sich in dem weißen Gehäuse versteckte. Und plötzlich sah ich wieder ihr verzweifelter Gesicht auf dem Bahnsteig vor mir, sah, wie sie der S5 hinterherrannte.

Dann hörte ich meinen Namen. Ich erschrak.

»Herr Schotter! Herr Schotter! Können Sie mir aufmachen. Ich habe keine Hand frei.«